

Nr. 74 | Bromberg, den 20. Mai | 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

(14. Fortsetzung.)

Fast bewegungslos vor Entsetzen verharrt Gerhilde auf derselben Stelle. Kein Wort kommt über ihre Lippen.

„Nun?" drängt der Mann. „Will die weiße Taube Abdallahs Weib werden? Ja oder nein!"

„Nein!" stöhnt sie auf. „Nein!! Lieber — sterben!!!"

Ein diabolisches Lachen verzerrt die Züge des Beduinen.

„Also — nicht? . . Nun wohl . . . Hier! Ich bitte die weiße Taube, zu lesen. . . . Aber genau! Ganz genau!"

Gerhilde will fliehen. Will fort aus der Nähe dieses unheimlichen Menschen. Und bleibt doch wie unter einem geheimen Zwang. Mit zitternden Händen ergreift sie das Zeitungsblatt. Und starrt auf eine rotangestrichene Stelle.

„Urteilsspruch in dem Mordprozeß gegen Bruno Althoff!"

Gerhilde wankt zurück. Die Zeitung entfällt ihren Händen.

„Ja, ja!" höhnt Abdallah, das Blatt vom Boden aufhebend. „Mordprozeß gegen Bruno Althof — den Vater der „weißen Taube"! Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Hier das Datum. Und hier —" er weist mit den Fingern auf einige weitere Stellen — „Abdallahs Name als Zeuge. Und auch der Name der Mutter der weißen Taube. Sogar ihre beiden kleinen Töchter sind genannt. Möchte die weiße Taube nicht lesen?"

Voll Abscheu stößt Gerhilde seine Hand zurück.

„Nicht? Dann will Abdallah die Zeugenaussage ihrer Mutter vorlesen. Passen Sie gut auf! Äußerst wichtig — hahaha! Also: „Meine Töchter Irmgard und Gerhilde hatten gerade das Zimmer verlassen, als Bertold Schneeweiß, der eine Kompagnon meines Mannes, eintrat und mich durch Zudringlichkeiten beleidigte. Mein Mann, der im Nebenzimmer weilte —""

Abdallah bricht ab und blickt Gerhilde von der Seite an.

„Soll ich weiterlesen?"

Keine Antwort.

„Nicht? . . . Ist auch kaum nötig. Das Weitere kann sich die weiße Taube schon denken. Natürlich fand eine Szene statt zwischen Bruno Althoff und Bertold Schneeweiß. Und —"

„Und —" zittert es wie ein Hauch über Gerhildes Lippen.

„Am nächsten Tage fand man Bertold Schneeweiß in seinem Bureau erschossen vor!"

Kleine Pause.

Dann stammelte Gerhilde fassungslos:

„Was — was geschah mit meinem Vater?"

„Er wurde des Mordes an seinem Kompagnon überführt und — zu lebenslänglichem Kerker verurteilt."

„Allmächtiger Gott —!"

Gerhilde hat die Hände vors Gesicht geschlagen. Dicke Tränen rinnen zwischen ihren Fingern hervor.

„Was sagt die weiße Taube nun?" höhnt der Beduine.

„Entsetzlich!" haucht sie. „Entsetzlich! . . . Aber das ist ja nun alles vorbei. Mein armer Vater ist — tot!"

Er lacht roh auf.

„Tot? . . . Denkt nicht dran! Er lebt!"

„Wie —?"

„Abdallah bittet die weiße Taube, ihm nochmals ihr Ohr zu leihen. Also — auf unerklärliche Weise gelang es Bruno Althoff, vor etwa einem Jahre aus dem Zuchthaus zu entfliehen und sich verborgen zu halten. Er lebt —"

„Nein, nein! Sie lügen!"

„Er lebt, sage ich! Sogar hier in nächster Nähe!"

„Großer Gott! . . . Wer — wer ist es?" ringt es sich in banger Erwartung von ihren Lippen.

Der Beduine wartet einige Sekunden, um der niederschmetternden Wirkung seiner Worte um so sicherer zu sein.

Dann sagt er fest und bestimmt:

„Erik Land!"

Ein Aufschrei — —

Schlaff sinken Gerhildes Arme am Körper herab.

Nicht zweifelt sie mehr an der Richtigkeit dieser Behauptung. Sie fühlt, das unerklärliche Etwas, das sie von Anfang an zu Erik Land hinzog, war — die Stimme der Natur.

„Die weiße Taube sieht, daß sie in Abdallahs Hände gegeben ist," triumphiert der Beduine. „Er läßt ihr noch acht Tage Bedenkzeit. Geduldig wird er hier ihrer Antwort harren .. Sollte sie aber aufs neue seinem Willen zu trotzen wagen —" seine Stimme erhebt sich zu unheimlichem Drohen — „so ist sie selbst schuld, wenn ihr Vater zurückgeschleppt wird in Kerkerdunkel, wenn ihre Mutter vor Kummer wahnsinnig wird, wenn sie und ihre Schwester sich fernerhin vor dem Angesicht der Menschen verbergen müssen!... Sie allein!" —

Abdallah ist gegangen.

Und Gerhilde steht und starrt ihm nach — unbeweglich, tränenlos.

Barmherzigkeit!

XIX.

Wie Gerhilde zurückgekommen ist in die Tuberosenvilla — sie weiß es selbst nicht.

Sie weiß nur, daß bei ihrem Anblick Mutter und Schwester erschrocken aufsprangen, daß Erik Land sie voll väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme nahm und daß sich alle aufs sorglichste um sie bemühten.

Dann schwanden ihr die Sinne. Die Aufregungen der letzten Stunden waren zu viel selbst für diese starke Natur.

Vergebens zerbricht sich ihre Umgebung den Kopf, was Gerhilde unterwegs passiert sein könne.

Als sie nach längerer Zeit aus ihrer Ohnmacht erwacht, sieht sie sich zuerst entsetzt um, als wisse sie nicht, wo sie sich befindet.

Beim Anblick der lieben Gesichter ringsum verzieht ein wehes Lächeln ihre Lippen. Ach ja, sie weiß! Sie weiß!

Mit Aufbietung all ihrer Kräfte beherrscht sie sich, um ruhig zu erscheinen. Allen liebevollen Fragen begegnet sie mit der mühsam hervorgestoßenen Entschuldigung, das Wiedersehen mit Heinz habe sie so stark aufgeregt — nichts weiter; es werde schon vorbeigehen. —

Aber — es geht nicht vorbei.

Ein Tag entschwindet ... und noch einer ... und Gerhilde bleibt still, in sich gekehrt — ein Schatten ihres früheren Selbst.

Ihre lieblichen Züge sind von geisterhafter Blässe überhaucht. Die so lebensprühenden Augen erscheinen matt und glanzlos. Der rote Mund, der sonst von Lachen, Singen und mutwilligen Scherzen übersprudelte, ist schmerzvoll verzogen.

Manchmal, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, zuckt sie zusammen und schlägt die Hände vors Gesicht, als sehe sie eine beängstigende Vision. Oder sie wirft einen scheuen Blick auf die Mutter. Ach, wie leidenschaftlich liebt sie diese sanfte, edle Frau, der nun nach langer, langer Leidenszeit endlich wieder die Sonne des Glückes erblühen soll!

Und sie, Gerhilde, das eigene Kind, will, durch egoistisches Jagen nach dem eigenen Glück, der Mutter diese späte Lebenssonne wieder nehmen?

„Nein, nein!" schreit es in dem Herzen des unglücklichen Mädchens auf. „Wenn ein Glück geopfert werden muß, so sei es das meine!"

Aber — um welchen Preis!...

So grübelt und grübelt Gerhilde, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Manchmal ist es ihr, als könne sie es nicht mehr allein ertragen, als müsse sie ihren Kummer den Eltern anvertrauen. Oder wenigstens der Schwester.

Doch nein. Sie würde dadurch nur alles verschlimmern. Allein muß sie mit sich fertig werden — ganz allein.

Noch nie hat Gerhilde so inbrünstig zu ihrem Gott gebetet, wie jetzt, daß er sie den rechten Weg finden lassen möge in dieser schweren, schweren Stunde der Prüfung.

— — — — — — — — — —

Drei Tage später.

Die blumenvolle, sonnendurchglühte, farbensatte Oase Jericho hat sich in ein grauschwarzes Schmiersal verwandelt.

Es regnet, regnet, regnet — in feinem Gesicker, in plätschernden großen Tropfen, in schiefen, eiligen Strahlen, als ob das gesamte Gebirge Juda vom einsturzdrohenden Himmel gründliches Durchfiltrieren benötige.

Das ganze Nest wie ausgestorben.

Keine frommen Pilgerzüge, keine Touristengigerl, keine Fremdenkarawanen — nichts.

Die wenigen Gäste sind abgereist.

Allein haust Abdallah in seinem Hotel, voll brennender Ungeduld auf Gerhildes Antwort wartend.

Als auch der vierte Tag zur Rüste geht, ohne irgendeine Nachricht — da verliert der Beduine die Geduld. Trotz des strömenden Regens macht er sich auf, um in der Nähe der Tuberosenvilla nach Gerhilde auszuspähen.

Auch die Villa erscheint wie ausgestorben. Leer die kleine Terrasse. Geschlossen alle Fenster. Zugezogen die weißen Gardinen.

Wie ein nach Beute lungernder Fuchs umschleicht Abdallah das Haus.

Läßt sich denn niemand sehen? Gar niemand?

Da gewahrt er, wie ein nacktbeiniger Araber aus dem Orangengarten gestelzt kommt.

Er ruft ihn an.

„Heda! Du!"

Der Araber kommt näher.

„Was wünscht der Herr?"

„Wie heißest du?"

„Omar."

„Bist du in Diensten der Damen aus der Tuberosenvilla?"

„Nein. Omar ist der Diener des Herrn Erik Land."

„So so!... Sind die Damen zu Hause?"

Mißtrauisch blickt der Araber den Fremden an.

„Weiß nicht —"

„Sieh nach! Ich möchte Mademoiselle Gerhilde sprechen."

„Omar glaubt nicht, daß Mademoiselle zu sprechen ist?"

„Warum nicht?"

„Weil Mademoiselle leidend ist. Doch will Omar fragen."

Ungeduldig wartet Abdallah ein paar Minuten. Dann kehrt der Araber zurück.

„Mademoiselle ist nicht zu sprechen," erklärt er kurz.

„Aber ich muß sie sprechen, hörst du? Ich m u ß!" schreit Abdallah wütend, den Araber am Arm packend.

Omar wehrt sich.

Schimpfworte, Schreien, Brüllen.

„Was ist los, Omar?" ruft eine tiefe Männerstimme aus dem Innern des Hauses.

Gleich darauf erscheint Erik Land auf der Schwelle.

Das Handgemenge draußen am Gartentor dauert fort. Mit aller Kraft verteidigt Omar den Eingang gegen das gewaltsame Eindringen des Beduinen.

Erik Land tritt näher.

„Heda! Was geht da vor! Laß doch den Herrn los, Omar!"

„Er will durchaus zu Mademoiselle Gerhilde. Und Mademoiselle will ihn nicht sprechen," verteidigt sich der Araber. Doch sinken seine braunen Fäuste herab von der Gurgel des Beduinen, die er gerade umspannt hielt.

Erik Land und Abdallah stehen einander gegenüber.

Ein Blitz gegenseitigen Erkennens zuckt auf.

Beider Blicke bohren sich ineinander, ihre Kräfte abmessend.

Beide wissen: es gilt einen Kampf um Leben und Tod. Einer von ihnen bleibt auf der Strecke.

Erik Land ist der Überlegene. Er findet zuerst seine Ruhe wieder.

„Bitte einzutreten!" sagt er kalt.

Schweigend schreiten die beiden Männer neben einander dem Hause zu: die blonde aufrechte Hünengestalt mit dem offenen ehrlichen Blick — und der um beinahe einen Kopf kleinere Beduine, der mit vorgeschobener Unterlippe, unter zusammengezogenen Brauen hervor, hämisch zu seinem Begleiter emporschielt.

„Bitte!" sagt Erik Land nochmals, die Haustür öffnend.

Dann folgt er dem voranschreitenden, sich vorsichtig überall umblickenden Beduinen in den Empfangssalon.

„Was haben Sie Fräulein Gerhilde Althoff zu sagen?" beginnt Erik Land, indem er auf einen Sessel deutet.

Ein listiges Lachen umspielt die Lippen des Beduinen.

„Abdallah will Fräulein Gerhildes Antwort holen auf seine Frage von neulich!" erwidert er rasch, indem er sich vorläufig noch den Anschein gibt, als erkenne er in Erik Land seinen früheren Kompagnon Bruno Althoff nicht wieder.

„Auf welche Frage?"

„Auf die Frage, ob die „weiße Taube" Abdallahs Weib werden will."

„Wie?"

Erik Lands männliche Züge röten sich vor Unwillen. Schon will er dem Unverschämten die Tür weisen — —

Doch noch einmal beherrscht er sich. Die Gewißheit drängt sich ihm auf, daß dieser Mensch der Grund zu Gerhildes so seltsam verändertem Wesen ist. Und er muß wissen, weshalb.

„Hat Fräulein Gerhilde Ihnen ihre Antwort noch nicht selbst gegeben?" forscht er.

„Nein."

„Sie hat Ihren — Antrag also nicht abgelehnt?"

„Nein."

Erik Land denkt einige Augenblicke nach. Dann sagt er mit verhaltener, vor Zorn bebender Stimme:

„Wissen Sie, was Sie von einem jungen Mädchen verlangen, wenn Sie ihm Ihre Hand anbieten, Sie — Sie — —"

Abdallah springt auf.

„Monsieur, ich verbitte mir —"

„Lassen wir das Komödienspiel", wehrt Erik Land verächtlich ab, indem auch er aufsteht und dicht vor den Beduinen hintritt. „Du kennst mich genau so gut, wie ich dich kenne, Abdallah! Du weißt, daß B r u n o A l t h o f f vor dir steht! ... Der Mann, der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, wegen — Mordes!" Bitter lacht er auf. „Dies hast du meiner Tochter mitgeteilt. Durch diesen Schurkenstreich wolltest du sie zwingen, die Deine zu werden! Du hast ihr — gedroht!"

„Ja!" zischt Abdallah, sich duckend, wie unter einer unsichtbaren Faust. „Ja. Wenn mein brennendes Verlangen nach dem Besitz deiner Tochter nicht gestillt werden kann, so will ich wenigstens meine Rache kühlen!"

„Schurke!" donnert Bruno Althoff, Abdallah bei den Schultern packend und ihn hin und herschüttelnd wie ein schwaches Rohr. „Schurke! ... Du weißt ganz genau, daß nicht i c h es war, der damals den armen Bertold Schneeweiß mordete! Und trotzdem lenktest du den Verdacht auf mich, um an mir und meinem Weibe Rache zu üben, weil Mirjam mich dir vorzog. Und nicht genug damit! Nachdem du mich ins Zuchthaus gebracht und mein Weib so namenlos unglücklich gemacht hast — willst du nun auch noch mein Kind um sein Lebensglück betrügen! ... Aber das soll dir nicht gelingen — ich schwöre es dir! Hinweg aus meinen Augen! Wie einen räudigen Hund jage ich dich fort von meiner Schwelle!"

In wildem Grimm reißt er die Tür auf und schleudert Abdallah in weitem Bogen hinaus, die Augen lodernd vor Zorn und Verachtung.

„Elender Christenhund!" schäumt der Beduine, sich mühsam vom Boden erhebend, „das sollst du mir büßen! Du und deine ganze Sippe! Du wirst Abdallah noch fürchten lernen — du aus dem Zuchthaus entsprungener Mörder!"

Und — höhnisch lachend, schleicht er wie eine Katze davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schararaka.

Erzählung von Gustav Renker-Bern.

Das Gespräch war rein wissenschaftlich gewesen und hatte sich, von Suggestion und Hypnose ausgehend, schließlich dem Spezialfall Autosuggestion zugewandt, wobei das Couésche System erörtert wurde. Ein Herr der Gesellschaft stellte die Behauptung auf: die Selbstbeeinflussung ist durchaus möglich, solange es sich um psychische Phänomene handelt. Traurigkeit, Schwermut, Leichtsinn . . . all das läßt sich durch Autosuggestion vertreiben. Aber, wie es die letzten Folgerungen des Couéschen Systemes sind, Leiden physischer Art sind durch den bekannten Satz „ça passe" nicht hinwegzudisputieren. Der Organismus des Menschen ist völlig unbeeinflußbar von seiner Phantasie, man kann einen Beinbruch ebenso wenig dadurch heilen, daß man sich einbildet, nun werde alles sofort wieder gut, wie man sich anderseits ohne äußere mechanische Einwirkung einen Beinbruch nicht durch bloße Einbildung zuziehen könne. „Wenn ich mir mit einer Axt wider das Schienbein schlage, ist der Beinbruch da. Aber wenn ich mir hundertmal einbilde, ich hätte das Bein gebrochen — es bleibt trotz Kraft der Phantasie und Autosuggestion ganz."

Der Medizinalrat schüttelte leicht den Kopf: „Das mit dem Bein kann für uns Europäer, deren Suggestionskraft nicht so groß ist, stimmen. Ob sich ein mit allen Finessen der Hypnose bewaffneter indischer Yogi nicht kraft seines Willens und ohne äußere Einwirkung das Bein brechen könnte, weiß ich nicht. Kann darüber nicht urteilen. Aber, daß eine krankhaft gesteigerte Einbildungskraft selbst die physischen Organe verändern kann, das habe ich einmal erlebt. Und das will ich Ihnen nun erzählen — so rätselhaft mir die wissenschaftliche Aufklärung der Sache auch heute noch ist.

Ich hatte einen Freund, einen sonst ganz braven, vielleicht sogar etwas spießbürgerlichen Gymnasiallehrer. Verheiratet, Vater zweier Kinder, tüchtig in seinem Fache, ohne größere Sorgen. Aber einen Spleen hatte er, einen leidenschaftlich betriebenen Sport. Er liebte Schlangen und zwar hauptsächlich giftige. Er fing und sammelte sie mit einer Leidenschaft, die einer schöneren Tiergattung würdig gewesen wäre. In seinem Arbeitszimmer hatte er eine mit Drahtgeflecht vergitterte Kiste, darin er das Gewürm lebendig hielt und beobachtete. Man konnte dem Manne keine größere Freude machen, als ihm einen ergiebigen Fangplatz unserer heimatlichen Vipera berus, der Kreuzotter, zu verraten. Aber er reiste auch in den Schweizer Jura, um die Vipera aspis zu fangen, er streifte tagelang im Karst herum, um mit einem Dutzend der gehörnten Vipera ammodytes heimzukehren, es gelang ihm auch, ein Exemplar der ziemlich harmlosen, aber seltenen Laxenburger Viper bei Wien zu fangen — nun hatte er alle europäischen Giftschlangen in ihren Variationen von hellbraun bis kohlschwarz. Auf seinem Bücherschrank standen die langen Gläser voll Spiritus, in ihnen kunstvoll auf eine Platte präpariert die verschiedenen Giftschlangen. Und nachdem ihm einmal eine Kreuzotter aus der Kiste entwischt und nur durch Zufall wieder gefangen worden war, verbat sich die Frau energisch das Halten der lebendigen Tiere. Von da an wurden die Toten in Spiritus seine liebsten Freunde, stachelten seinen Ehrgeiz an, nun auch exotische Exemplare in seinen Besitz zu bekommen. Doch das war schwerer als man denken würde: man bringt aus den Tropen gerne Felle und Vogelbälge mit, hat aber wenig Lust, sich mit schweren Spiritusgläsern, in den Reptilien konserviert werden, abzuschleppen.

Einmal nun waren wir beide zu einem Herrn geladen, der unlängst aus Südamerika heimgekommen war. Und der hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ein solches Giftgewürm in einem Spiritusglas in die Heimat mitzuschleppen. Im tiefsten Winkel seines Schrankes hatte er es stehen: ein Prachtexemplar der Lanzenschlange, Schararaka, wie sie dort von den Eingeborenen genannt wird. Mein Freund brachte die Augen von dem Tiere nicht mehr los, immer wieder bewunderte er die Zeichnung, die Farbe, die Form des dreieckig plumpen Kopfes. Unterdessen klärte ich unseren Gastgeber über die Leidenschaft des Gymnasiallehrers auf und — siehe da, der Mann hatte ein menschliches Rühren. „Meine Frau kann die Schlange ohnedies nicht sehen — ich muß sie stets im Schrank unsichtbar machen. Also nehmen Sie sie mit, Sie haben mehr Freude daran als ich."

Noch selten habe ich auf dem Antlitz eines Menschen eine jäh aufschießende Welle von derartigem Entzücken gesehen wie damals bei meinem Freunde. Immer und immer wieder bedankte er sich, und das Glas mit der Schararaka hatte er den ganzen Abend vor sich stehen, als sei es ein allerschönster Blumenstrauß, der ihm da geschenkt worden war.

Nach einigen Tagen besuchte ich ihn — die Schararaka stand natürlich nicht auf dem Schrank unter den gewöhnlichen europäischen Vipern, sondern auf dem Schreibtisch, mitten zwischen den Bildern seiner Familie. Der Kult mit dem amerikanischen Giftwurm dünkte mir zwar reichlich übertrieben, aber — meines Amtes war es nicht, da dreinzureden. Ich hätte die Schlange auch gar nicht erwähnt, wenn nicht mein Freund selbst im Gespräch daraufgekommen wäre. „Da steht sie nun, die herrliche, große Schararaka. Aber sieh nur, wie elend sie präpariert ist. Man hat das Tier einfach in das Glas hineingepfropft, so daß die Grazie der Körperform nicht zur Geltung kommt und die Farbe sich nicht auswirken kann."

„Du hast ja Geschick im Präparieren dieser Tiere. Tu sie einfach in ein neues Glas."

Ein seltsam düsterer Ausdruck schattete plötzlich über sein Gesicht. „Ja, das sollte ich wohl. Aber — ich wage es nicht recht."

„Du fürchtest, etwas daran zu verderben."

„Nein, das ist es nicht. Von dieser Schlange — ich kann's dir ja sagen — geht etwas Merkwürdiges aus. Sieh mal," — er hielt das Glas gegen das Licht — „wenn man sie so ansieht, ist sie leblos und tot. Aber, wenn man sie anders hält, siehst du, so — dann ist ein drohender, tückischer Ausdruck in den Zügen".

„Wahrhaftig, du hast recht. So betrachtet, sieht sie fast unheimlich aus."

„Ja, vielleicht ist es gar kein Zufall, daß mir diese Schararaka ins Haus gekommen ist. Vielleicht soll sie ihre Artgenossen rächen, die ungleich harmloser sind als sie . . ."

„Na, gar so harmlos ist schließlich eine Kreuzotter auch nicht."

Er zuckte die Achseln. „Wenn man die Gegenmittel kennt — ich bin zweimal gebissen worden."

„Aber die Lanzenschlange da — Unsinn ist's, was du sagst. Die steckt seit einem halben Jahre in Spiritus und kann doch nicht mehr beißen."

„Das sage ich mir auch. Aber unheimlich ist mir das Tier. Und ich fürchte mich vor dem Augenblick, da ich sie aus ihrem Spiritusglas nehmen werde."

„Dann laß es sein. Oder noch besser, vernichte den Kadaver."

„Was fällt dir ein — meine Schararaka."

Ich sah, daß in diesem Punkte nicht mit ihm zu reden war.

Tage vergingen, da suchte mich seine Frau einmal auf. „Heinz ist anders als sonst, verschlossen, nervös, manchmal wie abwesend. Und immer diese gräßliche Schlange vor sich auf dem Tisch. Reden Sie ihm zu, er solle das Viehzeug zu den andern Würmern auf den Schrank stellen."

Ich versuchte es, aber es nützte nichts. Er liebte das Tier ebenso wie er vor ihm Angst hatte.

„Morgen fällt die Entscheidung. Ich werde sie aus dem Glas nehmen und neu präparieren. Da wird sich's zeigen, wer stärker ist."

„Es ist vollkommen widersinnig, darin irgendeine Gefahr zu wittern. Was einmal Schlange war, ist heute ein von Spiritus durchtränktes Knochen- und Fleischband. Und an Spiritus ist noch niemand gestorben".

Um es kurz zu machen — er ist doch daran gestorben. Am nächsten Tag hat man ihn tot aufgefunden, vor ihm lag, aus dem Glas herausgenommen, die Schararaka, in weiter Wellenlinie über den Schreibtisch gestreckt. Der böse, dreieckige Kopf hatte nun etwas noch Unheimlicheres, das verglaste, weiße Auge schien noch immer die Kraft des bekannten Schlangenblickes zu haben, der Vögel und andere Beutestücke an den Platz bannt. Aber tot war sie selbstverständlich, das Maul war krampfhaft geschlossen und nur mit Hilfe des zwischen die Kiefer gestemmten Messers zu öffnen."

„Könnte Ihr Freund nicht doch bei dem Versuch, das Maul zu öffnen, mit dem Finger an den Zahn gekommen sein?"

„Alkohol immunisiert doch gegen Schlangengift. Und selbst wenn — das hätte eine kleine Blutvergiftung gegeben, mehr nicht. Die Wirkung des Schlangenbisses besteht gerade darin, daß durch einen gewissen Druck des lebendigen Muskelsystemes das Gift in die Bißwunde gespritzt wird. Bei der toten Schlange war das unmöglich."

„So ist Ihr Freund also wahrscheinlich an einer Herzlähmung infolge einer eingebildeten Angst gestorben?"

„Das wäre weiter medizinisch nicht so absonderlich. Das Seltsame war vielmehr das: bei der Sektion der Leiche ergab es sich, daß er tatsächlich durch ein fremdes Gift, das in den Blutkreislauf gekommen war, getötet worden war. Man sah keine Wunde, man sah keine Möglichkeit, daß er irgendwie gebissen worden wäre — er war tot, weil er sich den Gedanken an die Rache der Schararaka seit Wochen eingebildet hatte."

O weh! Man wird alt.

Von Egon H. Straßburger.

(Nachdruck verboten.)

Wenn sich die ersten weißen Härchen zeigen, holt man bekanntlich die Pinzette und zieht die weißen Härchen heraus. Kommen mehrere, so fragt man ganz beiläufig bei seinem Friseur: „Sagen Sie mal, lieber Herr Verschönerungsrat, sagen Sie mal lieber Doktor, haben Sie ein gutes Mittel um die Haare zu färben?" Lächelt der Herr „Doktor" mit dem Rasiermesser, so entschuldigt man sich: „Es ist natürlich nicht für mich, es ist, aber ganz unter uns gesagt, Sie kennen sie ja auch gar nicht, es ist für meine Frau."

Der Herr „Verschönerungsrat" bringt in der nächsten Sekunde sicher sechs Tinkturen an, empfiehlt sie als das Beste auf der Welt und hängt einem bei seiner erprobten Tüchtigkeit ganz gewiß das Teuerste auf. Warum soll er nicht, der Herr Friseur?!

Mit seiner Tinktur begibt man sich dann in der Abwesenheit seiner Frau, seiner Kinder und seines Dienstmädchens, mit einem Spiegel bewaffnet und einem Pinsel auf einen Ort, wo man ungestört eine halbe Stunde seiner Kosmetik leben kann. Am selben Abend wird die treusorgende Gattin natürlich sofort eine Veränderung an dem Manne konstatieren können, aber sie wird nicht sofort begreifen, daß der Gatte eine Nachhilfestunde genommen hat. Erst am anderen Tage oder am folgenden darauf wird die Frau Gemahlin bemerken, daß der Gatte sich verjüngte im Gegensatz zu Marie Antoinette, die doch bekanntlich über Nacht weiß wurde.

Sobald die Frau Gemahlin die Tinktur entdeckt hat, wird sie überlegen lächeln, als wollte sie sagen: „Mein Lieber, es hilft dir alles nichts, mit fünfundvierzig Jahren ist die Arterienverkalkung normalerweise schon mächtig vorgeschritten."

*

Mir ist heute ein Unglücksfall zugestoßen. Ich kam in eine überfüllte Elektrische hinein und war zwischen zwei jungen Herren eingekeilt. Man kennt ja diesen Zustand zur Genüge, und wem es passiert, ächzt und stöhnt mit Rücksicht auf seinen Paletot und auf den übrigen Menschen. Neben mir saß eine junge hübsche Dame. Sie hatte einen himmlischen Augenaufschlag und einen wundervollen Leberfleck auf der rechten Wange. Das gab ihrem Gesichtchen einen pikanten Reiz, und jeder weiß ja, wie ein pikanter Reiz einen Mann in reiferem Alter in Ekstase versetzt.

Ich sah diese junge, neunzehnjährige Dame mit der ganzen Sehnsucht eines temperamentvollen, warmen Herzens an und zog Vergleiche zwischen ihr und einer anderen Dame, die ich einst Schnuckchen nannte.

Die kleine Brünette hielt meinen Blick aus, wurde nicht verlegen, lächelte nicht, aber sie schien Mitleid mit mir zu haben, denn der Herr im reiferen Alter schien ihr leid zu tun.

Währenddem ich mich besann, um ihr in irgendeiner Weise nähertreten zu können, sei es mit netten Worten oder durch eine lässige Berührung an ihrem Arm, stand sie kurz entschlossen auf. Ihre Augen trafen die meinen, und dieser Moment verwirrte mich.

„Gott!" dachte ich, „ich habe ihr gefallen, ein Abenteuer steht in Sicht." Mein Herz pochte heftig, wie immer, wenn ein Ausnahmezustand stattfindet.

Ich lächelte so verführerisch, wie es nur möglich war, da aber kam der kalte Wasserstrahl.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wollen Sie nicht statt meiner den Platz einnehmen . . . ich stehe gern für einen alten Herrn."

Ich weiß nicht, wie mir in diesem Augenblick war, am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht geschleudert: „Sag mal, Mädel, bist du toll geworden? Ich bin fünfundvierzig und habe bisher für alle jungen Damen Platz gemacht, wie kommst du dazu, mich für einen Greis anzusehen?"

Ich lachte krampfhaft, und nach kurzer Überlegung erwiderte ich:

„Nein, gnädiges Fräulein, ich bin wirklich nicht müde und als Kavalier . . ."

Die Kleine ließ nicht ab und sie sagte: „Aber setzen Sie sich doch, bitte, ich bin ja jung und kann noch stehen."

Alles, was ich vor Ärger tun konnte, ich biß mir auf die Lippen und machte die Handbewegung eines römischen Cäsaren, steif, selbstbewußt und ablehnend. Ich drehte der Kleinen den Rücken und wandte mich der anderen Seite zu. Hier saß, o Schreck! eine bürgerliche, korpulente, tugendhaft aussehende Frau. Sie lächelte mokant und ganz ungefragt erklärte sie mir: „Man findet es doch selten, daß junge Mädchen in Berlin gegen ältere Herren so höflich sind wie diese Dame da."

In diesem Augenblick vergaß ich meine ganze, bessere Erziehung, beugte mich zu der Dame der Bourgeoisie nieder und stieß ihr wütend diese Worte ins Ohr:

„Sie alte Tante, da hört sich doch alles auf. Gehen Sie zum Verjüngungsbrunnen, und wenn Sie dort was erreicht haben, dann reden Sie wieder mit mir."

Unbeirrt schüttelte sie mit dem Kopf: „Dann, lieber Herr, rede ich nicht mehr mit Ihnen, dann suche ich mir einen jüngeren Herrn aus als Sie."



Bunte Chronik



* **Wie lange Mussolini zu leben gedenkt.** Manche behaupten Todesahnungen zu haben. Im Gegensatz zu diesen Fällen scheint es aber auch solche Personen zu geben, die Lebensahnungen haben. Zu diesen gehört anscheinend der italienische Ministerpräsident Mussolini; denn seiner Ansicht nach hat der Kuckuck noch mindestens 25mal für ihn geschrien. Zu der Bekanntgabe seiner Ahnungen wurde er durch ein kleines Städtchen in Venetia veranlaßt, das sich durchaus zu einer Baedecker-Berühmtheit aufschwingen wollte. Vor 18 Jahren hatte es nämlich einmal die damals freilich noch nicht so voll gewürdigte Ehre, daß Mussolini in seiner Schule an einem Lehrerpulte stand und seine Weisheit von sich gab. Jetzt muß es den Besitz dieses großen Lehrers mit ganz Italien teilen, aber stolz sollte die Bedeutung des Städtchens als Versuchsfeld des späteren Helden durch eine schöne marmorne Gedenktafel bekräftigt werden. Leider hatte der Gegenstand dieser Verehrung, Mussolini, nicht das ausreichende Verständnis für eine solche Begeisterung. Als er von dem marmornen Plan hörte, beeilte er sich, den Bürgermeister des eifrigen Städtchens zu bitten, von der Aufstellung einer solchen Gedenktafel Abstand zu nehmen und das dafür bestimmte Geld lieber zu Wohltätigkeitszwecken zu verwenden. Er habe nämlich eine große Abneigung dagegen, schon bei Lebzeiten irgendwelche verpflichtenden Beziehungen zu Marmor oder anderen plastischen Materialien einzugehen. Man möchte mit solchen unwiderruflichen Festlegungen bis nach seinem Tode warten, und er empfahl dem Bürgermeister liebenswürdigerweise, im Jahre 1950 den Plan noch einmal aufzurollen. Vielleicht wäre er persönlich dann so weit, seiner Ausführung keinen Widerstand mehr entgegensetzen zu können. 25 Jahre lang glaubt er also neben anderen Dingen noch dieses eine tun zu können, die Anstrengungen eines kleinen italienischen Städtchens, zu Ruhm und Baedecker-Reise zu kommen, mit seiner ganzen Autorität zu unterdrücken.

*

* **Vom Klassenschrank erschlagen.** Ein im Schulbetrieb wohl einzig dastehender Unglücksfall ereignete sich am Mittwoch vormittag während der Pause in der Luisenschule in Weimar. Eine 10jährige Schülerin, die vom Schulhof kam, wollte einen Schlüssel an seinen Ort an der Innenseite der Schranktür hängen. Das Kind trat in das untere Schrankfach, hielt sich mit der einen Hand fest, um mit der anderen den Schlüssel anzuhängen. Durch die Schwere der offenstehenden Tür und die Last des Kindes kippte der Schrank, die Tür flog aus den Angeln, und das Kind kam so zwischen Tür und Schrank zu liegen. Durch das Aufschlagen mit der Schläfenseite auf einen Eisenteil der vordersten Bank wurde der sofortige Tod des Kindes herbeigeführt.



Lustige Rundschau



* **Kräftig, aber ehrlich.** Sie: „Ich sage Ihnen noch einmal, die Männer sind nicht einen Schuß Pulver wert. Alle ohne Ausnahme, und dabei bleibe ich stehen." — Er: „Oder sitzen."

*

* **Die ärgste Schattenseite des Bubikopfes.** Herr X. tritt wutentbrannt in den Salon, wo sich die gnädige Frau und seine beiden Töchter befinden, und ruft aus: „Herr du meines Lebens, ich weiß nicht, was für Schicksale sich für die Menschheit mit dieser Mode der kurzen Haare vorbereiten. Im ganzen Hause gibt es, man denke, nicht mehr eine einzige Haarnadel zum Pfeifenreinigen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.